

## Predigt über Römer 8, 24 – 30 (Sonntag Exaudi, Pfr. Schiemel)

*„Denn wir sind zwar gerettet, doch auf Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld. Desgleichen hilft auch der Geist unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Der aber die Herzen erforscht, der weiß, worauf der Sinn des Geistes gerichtet ist; denn er vertritt die Heiligen, wie es Gott gefällt. Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluss berufen sind. Denn die er ausersehen hat, die hat er auch vorherbestimmt, dass sie gleich sein sollten dem Bild seines Sohnes, damit dieser der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern. Die er aber vorherbestimmt hat, die hat er auch berufen; die er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; die er aber gerecht gemacht hat, die hat er auch verherrlicht.“*

„Lasst, die ihr eintretet, alle Hoffnung fahren!“ Dieser Satz steht am Eingang der Hölle in Dantes „Göttlicher Komödie“, die ja bekanntermaßen alles andere als eine Komödie ist. Die Überschrift steht über einem Ort der Täuschungen und Verwirrungen, der Qualen und des unsagbaren, weil so oft gänzlich unverstandenen Leids. „Lasst, die ihr eintretet, alle Hoffnung fahren!“ Für den einen oder die andere unter uns steht dieser Satz manchmal über einem neuen Tag. Wenn große Lasten auf einem liegen, schwere Aufgaben bevorstehen oder Leid; Not, Zweifel und Unsicherheit den Tag verdunkeln, noch bevor die Sonne überhaupt aufgegangen ist.

„Lasst, die ihr eintretet, alle Hoffnung fahren!“ Vielleicht steht dieser Satz ja auch immer wieder für uns Glaubende. Wenn nämlich dort Zweifel und Fragen aufkommen, die keine Antwort finden, wo doch Gewissheit sein sollte, letzte Gewissheit, eine Gewissheit, die Tod und Leben überdauert und umfasst. Was tun, wenn das, was Trost sein soll im Leben und im Sterben, ins Wanken gerät? Was tun, wenn der Gott, dessen Nähe so vertraut war, auf einmal unendlich weit entfernt scheint? Was tun, wenn der Glaube, der Halt geben soll und Zuversicht, ins Wanken gerät und schließlich nicht mehr trägt ?

Vielleicht tut es uns gut, wenn wir uns bewusst machen, dass auch der Apostel Paulus Zweifel in Glaubensangelegenheiten kannte, dass er sich neben einigen zeitgebundenen Themen genau dieselben existenziellen Fragen stellte wie wir. Mit den jungen Gemeinden fragte er sich, was ein Leben in Christus ausmacht, warum es sich auszahlt, dabei zu bleiben, was letztendlich trägt, wenn nichts mehr bleibt. In einer sehr bekannten Stelle empfiehlt er als christliche Grundhaltung Glaube, Hoffnung und Liebe.

Von der Hoffnung ist in unserem Predigttext die Rede. *„Denn wir sind zwar gerettet, aber auf Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld.“* Paulus beschreibt, was Hoffnung nicht ist. Hoffnung ist nicht das, was man sieht, was im Hier und Jetzt schon erfüllt ist. Das leuchtet uns ein. Aber neigen wir nicht auch immer wieder dazu, schon von einem minimalen Ergebnis als von einer Hoffnung zu sprechen, einem schalen Kompromiss, den wir schon in der Tasche haben, einfach weil wir uns nicht mehr zu hoffen trauen?

Paulus fordert uns auf, eine sich so gut wie sicher erfüllende Erwartung nicht als Hoffnung zu bezeichnen. Er macht uns Mut, im wahrsten Sinne des Wortes zu hoffen. Und er weiß, dass wir nicht in der Lage sind, in diesem vollen Sinn zu hoffen, weil wir Menschen sind. Die Eigenschaft, die Grundstimmung, die uns vom Hoffen abhält, nennt Paulus Schwachheit. Aber er wirft uns diese Schwachheit nicht vor. Er stellt eben fest, dass schwach sein zum Menschsein dazu gehört. Vielleicht hat er ähnliche und doch wieder ganz eigene Erfahrungen

mit dem Wollen und dem Vollbringen gemacht, mit der Diskrepanz zwischen dem, was wir uns vornehmen, was sein sollte, und dem, wie es ist.

Wenn Paulus von Schwachheit spricht, dann meint er ein Nachlassen der Motivation der ersten Christinnen und Christen. Sie hatten sich eine baldige Wiederkunft des Herrn gewünscht und wurden enttäuscht. Und sie wurden als neue religiöse Gemeinschaft auch zunehmend vom römischen Reich unter Druck gesetzt, sodass sich immer mehr die Frage nach der Sinnhaftigkeit des eingeschlagenen Weges aufdrängte.

Uns Heutigen werden die Probleme der ersten Gemeinden wahrscheinlich fremd vorkommen. Aber auch wir erfahren Schwachheit als fehlende Motivation und Kraft in den eben gerade für uns aktuellen Frage des Lebens. Wir können uns nicht aufraffen, unser Leben in den Griff zu bekommen, sei es, dass wir uns versöhnen oder endlich Stellung beziehen oder eine lästige Gewohnheit abstellen oder was auch immer. Und für uns moderne Menschen kommt dann auch noch dazu, dass man heutzutage absolut nicht schwach zu sein hat, dass den Tüchtigen die Welt gehört, dass den Starken unhinterfragt der Löwenanteil an Ansehen und Status zukommt.

Die Schwachheit ist also eine zeitlose Wirklichkeit, mit der wir umgehen müssen, die uns immer wieder am Leben hindert. „*Der Geist hilft unserer Schwachheit auf*,“ spricht uns Paulus in unserem Predigttext eine Hilfe zu. Wir sind in unserer Vorfindlichkeit nicht allein gelassen, wir bekommen Hilfe von außen, Hilfe von Gott. Was spätere Theologengenerationen zur dritten Person Gottes, zum Heiligen Geist gemacht haben, blitzt auch immer wieder im Neuen Testament schon wohlthuend auf.

Der Geist Gottes, Gottes Kraft, die Sphäre, die uns heilsam mit Christus und Gott verbindet, beflügelt und erneuert uns. Gottes Geist ist zugleich über uns und in uns. Das können wir nicht in Worte fassen, weil es unser Denken und Verstehen übersteigt. Wir sind für gewöhnlich zu schwach, um Gottes Geist zu erfahren. So hilft uns Gottes Geist „*in unaussprechlichem Seufzen*.“ Gerade, wenn wir uns schwach erleben, wenn uns der Sinn abhanden kommt, dann arbeitet der Geist im Stillen in der Tiefe unseres Herzens und hält die Verbindung zu Gott aufrecht. Er lässt uns nicht fallen, gerade dann nicht, wenn wir schwach sind. Gott ist uns ganz nahe. Er überlässt uns nicht uns selbst. Gott kümmert sich um uns, er weiß genau, wie es uns geht und um uns steht. Das ist entlastend. Es ist tröstlich, dass Gott für uns sorgt und uns eine gute Zukunft eröffnet, an der wir jetzt schon Anteil haben.

Und wenn wir an diese gute Zukunft denken, die Gott für uns bereitet hat, dann kommt wieder die Hoffnung ins Spiel, eine Hoffnung, die sich der Gewissheit zuneigt. „*Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach seinem Ratschluss berufen sind*.“ Hier ist nun doch wieder vom Wissen die Rede. Eine vage Hoffnung bleibt bei aller Freiheit haltlos. Nur was wir wissen, können wir uns zu glauben bemühen.

Den theologisch Interessierten sei gesagt, dass dieser wissende Glaube ein ganz großes Thema von Martin Luther war. Er unterscheidet zwischen der objektiven Sicherheit, der „*Securitas*“, die so mancher Wach- und Schließgesellschaft ihren Namen gegeben hat, die aber nichts wert ist, wenn der einzelne sie nicht in seinem Herzen fühlt. Und der „*Certitudo*“, der Gewissheit, die durch den Heiligen Geist geschenkt wird. Er sorgt dafür, dass Gottes errettendes Heilshandeln nicht nur für alle Menschen, sondern ebenso jedem einzelnen gilt. Erst wenn also aus Sicherheit Gewissheit wird, ist der Glaube am Ziel.

„Lasst, die ihr eintretet, alle Hoffnung fahren“ stellt Dante als Motto über den Ort der Verzweiflung. Wir hingegen dürfen uns sagen lassen: „Ihr, die ihr eintretet, die ihr durch die Taufe Christen geworden seid, lasst euch alle Hoffnung schenken.“ Was für eine Zusage, was für eine wirklich frohe Botschaft! Amen